Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 21 (1945-1946)
Heft: 11

Artikel: Basler Fährgeschichten
Autor: Graber, Rudolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1069510

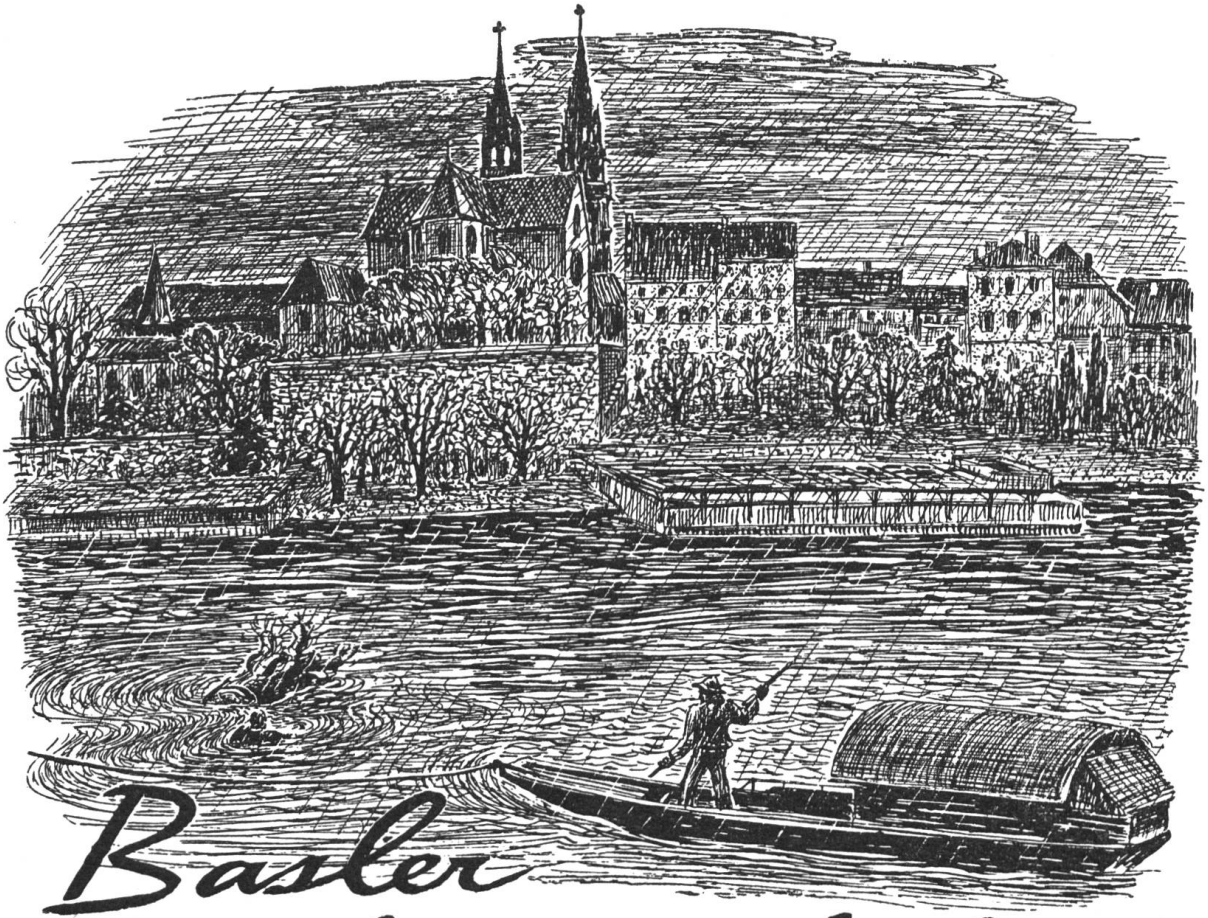
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Basler Fährengeschichten

VON RUDOLF GRABER

Illustration von Willy Wenk

Zum fünftenmal haben wir das Vergnügen, unsere Leser mit einer neuen Folge der so beifällig aufgenommenen Basler Fährengeschichten zu erfreuen.

An einem heiterhellen Sommerabend gab auf einer Basler Fähre der Fährimann einer Frau auf ein Fränklein neun Batzen heraus, eine ganze Handvoll; denn das Hinüberfahren über das blitzende Wasser kostet dortzuland einen Batzen. Und er sah dazu der Frau sehr treuherzig und harmlos in die Augen. Darauf blickte die Frau argwöhnisch ein Bätzlein nach dem andern an, und auf einmal sagte sie:

„Aha, daher der treue Blick!" und reichte dem Fährmann eins von den Münzlein zurück — es war ein falsches — und der Fährimann, zornentbrannt, mußte es wieder nehmen und ihr ein rechtes helvetisches dafür geben.

Er rief, als er die Fassung wieder ein wenig gewonnen hatte:

„Sie sind jetzt die neunundzwanzigste heute, bei der ich's versuche —

aber wenn's hundert werden, ich lasse nicht lugg, ich bin auch damit hereingeleimt worden, also darf ich's!"

Da lachten alle Rheinfahrer in dem Schifflein aus vollem Hals, erstens ihres guten Gewissens wegen und zweitens, weil der Fährmann bestimmt keinen von ihnen mehr mit dem falschen fremdländischen Dreckbätzeli erwischen würde, und einer nach dem andern fing Geschichten an zu erzählen, worin es auch nicht immer ganz recht und gehörig zuging; zum Beispiel berichtete ein stiller, freundlicher, alter Geldeinzüger vom Elektrizitätswerk, der seine beiden müden Hände immerzu auf dem messingenen Verschluß seiner Geldtasche liegen hatte,

die Geschichte von der Telefonkabine

„Da gibt es", fing er an, „ganz weit hinten im Kleinbasel einen Platz, den kennt nicht einmal jeder Basler, so weitab liegt er, und mancher Großbasler, wenn er nachts unversehens dorthin müßte, wagte es nicht ohne Revolver; aber er brauchte ihn nicht. Das ist ein sehr langgestreckter Platz: auf der einen Seite türmen sich unabsehbare Bretterbeigen in die Lüfte, auf der andern röstet Haus neben Haus in der Sonne, und mittendurch streckt eine schmale, endlose Straßeninsel ihre grünen Baumbüschel auf; diese Insel trägt an beiden Enden je ein Telephonhäuslein aus silbern gestrichenem Eisen und funkelndem Glas, mit einem lustigen Chinesenhütlein als Dach.

Vor der einen dieser Kabinen stand unlängst an einem so hellen sonnigen Abend wie heute eine längere Schlange von Menschen; die blickten alle überaus vergnügt und erwartungsvoll drein, und immer kamen noch neue angeschlichen, fragten erst vorsichtig die Wartenden etwas und stellten sich dann heiter nickend hinten an.

Vor der andern Kabine aber stand kein Mensch, und es telephonierte auch keiner drin.

Dieses Mißverhältnis fiel schließlich einem scharfsinnigen jungen Polizisten auf, der hoch zu Rad seine Streife durchs Viertel machte. Er stutzte, umfuhr langsam einmal die Bauminsel, hielt dann am Trottoirrand an und besah sich argwöhnisch die immer länger werdende Reihe der Harrenden.

Diese dämpften denn auch merkbar ihre fröhliche Unterhaltung und wurden sichtlich etwas gezwungen; aber sie boten beim besten Willen keinen Grund zum Einschreiten.

Nun fuhr der junge strebsame Polizist zum andern Telephonhäuslein hinauf, stieg ab und umschritt es unauffällig. Aber er entdeckte nichts Ungereimtes und auch im Häuslein drin nicht; der Apparat war in Ordnung.

Er stellte sich nun halb hinter die Bäume, halb hinter das Häuslein, um so versteckt die Reihe der Verdächtigen dort unten zu überwachen; aber diese sahen alle unverwandt zu ihm herüber, und ihre sämtlichen Augen glänzten in der Sonne bunt wie Gufenknöpfe und voller Spott.

Der Polizist sah sich in seiner List durchschaut und ging jetzt aufs Ganze. Er fuhr abermals zu dem belagerten Häuschen zurück und stellte die Leute offen zur Rede.

«Wäge was», fragte er, «stöhn er eigetlig alli vor däm Hüsli und nit ei Hälfti dört obe? Das wär doch logisch!»

Ihm antwortete ein Bursche:

«Wäge de reine Luft — si ischt suscht immer so bakteriefrei do umenand.»

«Hän Sie kei frächi Röhre!» sagte der Polizist. «Suscht verzell ich Ihne, wär e Bakterien isch und wär nit.»

Drauf wandte er sich in hellem Zorne gegen eine junge Frau und wollte von ihr wissen, warum sie nicht ins andere Häuschen telephonieren gehe.

«I gang jo!» antwortete die Frau kleinlaut, sah schmerzerfüllt in ihre Hand hinein, wo sie den Zwanzger hielt, trat aus der Reihe und wanderte niedergeschlagen auf dem Randstein nach dem zweiten Häuslein. Als sie davorstand, sah sie noch einmal in die Hand, zuckte die Achseln,

schüttelte die Haare aus der Stirn und ging stracks an dem Häuslein vorbei heim.

«Jetz lön S' mi in das Hüsli yne!» rief der Polizist. «Do goht öppis nit mit rächte Dinge zue!» und wollte in die so heiß begehrte Kabine eindringen. Aber ein klotziger Holzarbeiter legte ihm die Hand auf den Unterarm und sagte:

«Gsehnd Sie nit, daß das Müetterli do inne grad redet? Derwylscht hän Sie doch kei Rächt, do yne z'goh!»

«Suscht haut Ene das Müetterli no eini!» sprach ein Hafenarbeiter.

Und ein Mädchen rief mit ihrer ungebrochenen, harten, hellen Stimme:

«Polizischte hinden aschließe! I mueß zerscht no mym Schatz teliphoniere!»

Wahrhaftig — jetzt verlangten alle, daß der Polizist hinten anschließe, und der Erzürnte war in keiner beneidenswerten Lage — da ging die Kabinentür auf, das Mütterlein, das telephoniert hatte, taumelte heraus, geblendet von der Sonne und ganz schwindlig vor Glück, und rief, ehe es eine Gefahr auch nur ahnen konnte, außer sich vor Seligkeit und immerzu die geschlossene Hand auf ihr Herz drückend:

«I a my Sohn vertwütscht und dreimol gönne mit ihm rede, und 's Fufzgerli isch dreimol wider unden use gho!»

Und sah das Fufzgerli entzückt an und drückte es wieder ans Herz.

Es war ein altes Zeitungsfraueli, lustig, dürr und spitzig, mit einer ungeheuer vergrößernden Brille auf der Nase, das der Polizist jetzt sofort verhaftete. Sie war aus dem Welschen; sie hatte niemand mehr als einen Sohn in Sion; dem hatte sie angeläutet, zum erstenmal im Leben, in die Garage, wo er arbeitete, hatte seit zwei Jahren zum erstenmal wieder seine Stimme gehört und war außer sich vor Glück. Ihr war von jemandem — von wem denn? — sie wußte es in ihrem Jubel gar nicht mehr — ihr war bedeutet worden, in dem Häuslein falle heute abend nach jedem Gespräch das eingeworfene Geld wieder unten aus dem Automaten. Ja — sie erklärte sich schuldig. Aber sie würde jetzt gern den Franken fünfzig bezahlen, wo sie dreimal drei Minuten mit ihrem Milon hatte reden dürfen.

«Wenn's mit eme Frangge fufzig abgoht!» sprach, Dunkles ahnen lassend, der Polizist. «Das isch denn no ni gseit! Und jetzt schryb i erscht no Sie alli zsämme uff — blybe Sie nur stoh! 's soll mer kein vo der Stell!»

«Wäge was vo der Stell?» fragte ein kühner Büezer. «Mir händ jo no gar nit teliphoniert, mer händ jo erscht gwartet!»

«Aber Sie hätte teliphoniert, wenn Sie dra ko wäre!» rief der Polizist außer sich.

«Sowieso!» sagte der Büezer. «Aber 's het is leider nümme glänggt.»

Das war richtig — der Polizist mußte sie laufen lassen. Die böse Absicht — und keine Tat: dafür durfte niemand gepflückt werden. Hihi!

— Aber halt einmal! Halt! Alle halt! Wer waren denn die, die schon vorher gratis telephoniert hatten?

Daran konnte sich niemand mehr erinnern.

Es blieb nur das Mütterlein. Dieses zahlte sogleich dem Polizisten seinen Franken fünfzig, den dieser quittierte. Drauf schrieb er es auf und ließ es laufen. Und es läuft jetzt noch . . . mit zwei Herzkammern voll Angst und zweien voll Glück, und es sagt allerorts: Wenn die Telephonverwaltung es verklage, läute es zeitlebens nie mehr nach Sion an, dann reise es vielleicht (z'leid!) einmal mit der Bahn hin. Wenn sie es aber laufen ließe, telephoniere es schon an Weihnachten wieder, und das nächste Jahr auf Ostern, und so weiter; und wenn die Telephonverwaltung nicht ganz übel beraten ist, läßt sie sich dies verlockende Geschäft nicht entgehen und drückt ein Auge zu.

Unwillkürlich drückte im Zuhören eine Frau gleichfalls ein Auge zu, und alle lachten und sagten, sie wisse sicher auch eine Geschichte vom Augenzudrücken, wenn es ihr vom bloßen Anhören schon so im Augendeckel jucke, und die Frau sagte mit einer lauten fröhlichen Stimme: „Allerdings!" rückte sich munter zu-

Photo: J. Schärer
Näfenhaus bei Brunnadern (1617)

recht, warf den Kopf ein wenig zurück und erzählte

die Geschichte von der Arbeiter-Riviera

und vor Heiterkeit glänzten dabei nicht nur ihre hellblauen Augen, sondern glänzte auch ihr rösleinroter Mund, der im Berichten ganz feucht wurde, und glänzten die hellroten prallen Äpfelein ihrer Wangen.

„Wer da drüben", berichtete sie, „dem Kleinbasler Ufer nach abwärts schreitet, der findet zwischen den beiden letzten Brücken ein Gestade, wo das grüne frische Rheinwasser etwas flacher als anderswo über die weißen Kiesel hinhüpft; dies ist die alte Floßlände mit ihren flachen, steinernen Landerampen und den halbverwitterten Eichenpfählen, an die einst die Flöße gebunden wurden; hier war zu Sommersbeginn der schönste Badeplatz weit und breit. Da höckelten die Kinder im niedern Wasser wie die Fröschlein oder lagen flach wie die Kuchenmännlein auf den heißen Steinplatten und zitterten ganz ausgeschwemmt mit den Ächselein — wie Engelchen mit abgebrochenen Flügeln, die gern wieder aufgeschwebt wären. Die Schulkinder, in einer Wolke von Geschrei und Wassergischt, machten weiter draußen aus den verankerten Rheinkähnen ihre Spießli, Köpfli, Hechtli, Ärschli und Ränzli, daß es eine Lust war. In der Mittagspause legten sich dort mit nackten Oberkörpern die Arbeiter aus den Chemischen in die Sonne; ihre Frauen brachten ihnen das Essen und sahen aus dem Schatten der Ahornbäume zu, wie ihre Mannen auf den glühenden Steinplatten das Eßgeschirr ausräumten. Abends nach der Arbeit kamen aus der Stadt junge Männer und Mädchen heimgeschwommen, die sich unter den Brücken ausgezogen hatten und ihre Kleider in Schwimmsäcken hinter sich her zerrten, an Schnüren, die sie ums Handgelenk geknotet hatten: schön und glitzernd stiegen sie scharenweise aus den Wassern und spiegelten in der Abendsonne wie frisch in hellem Gold gegossen; am Fuße der Böschung, unter dem grünen Ahorndach, kleideten sie sich ruhig an und gingen die Floßlände hinauf heim. Nach dem Nachtessen aber, aus all den heißen Straßen und Gassen des Viertels, kamen die verschwitzten, müden Büezer an den Rheinstrand; sie brachten ihre Frauen und die größern Kinder mit; die kleinen schrien in den Betten hinter ihnen her. Und nun tummelten sie sich alle in dem Wasser; die Männer lehrten ihre kreischenden oder gurgelnden Frauen schwimmen, die Jungen zeigten den Eltern, wie man richtig das Wasser schlage; aus dem Seifenfabriklein kamen die Blinden getäppelt, tasteten sich in das Wasser und stöhnten oder brüllten leise vor Schreck und Glück in der ziehenden Kühle. Alle waren glücklich an der Arbeiter-Riviera.

Eines Nachmittags aber setzten sich zwei heranwachsende Schulmädchen in ihren leuchtenden Badkleidern auf eine der Bänke oben auf dem Spazierweg, legten einander die blanken Arme um die glatten Achseln, lachten und plauderten. Und dies sah eine Frau aus einem der Häuser hinter der Straße, welche wußte, was Sitte und Anstand war. Sie läutete sofort dem Frauenverein an; der Frauenverein wandte sich mit einer gesalzenen Eingabe an den hohen Regierungsrat, und der Regierungsrat verbot sogleich in eiserner Tatkraft alles Baden im Freien in der ganzen Gegend der alten Floßlände, ja er schickte jeden Tag und jede Stunde Polizisten hin, die die Badenden verjagen und die Widersetzlichen aufschreiben sollten.

Viele dieser Polizisten waren nett zu den armen Menschen, die alle aus dem Wasser mußten und die die uniformierten Stadtwächter meistens erst gar nicht verstanden. Einer der Polizisten sagte sogar:

«Sie könne mer's glaube: 's isch mer verdammt unagnähm!»

Andere aber wollten noch ihre Sporen abverdienen. Sie kamen gleich zu zweit auf Velos, traten unversehens unter den Bäumen hervor, und wenn dann all die Erschreckten ins Wasser hinausflüchteten

und wegschwammen, fuhren sie ihnen am Ufer nach, solang, bis jene halb ertrunken ans Land groppelten; dann erzählten sie den Zitternden etwas; davon war das Kleiderwegnehmen das Geringste.

So lichtete sich der Flößistrand immer mehr. Tagsüber badeten nur noch kühne Buben, die ihre Posten ausgestellt hatten und — sobald etwas Graublaues auftauchte — auf allen Vieren wie braune Äfflein das Steinbord hinaufsausten und in den Badehosen in die Seitenstraßen wegzäpften. Abends in der Dämmerung aber schlichen in alten Regenmänteln, mit Schlappen an den Füßen, geduckte Büezer den Gartenhägen nach ans Wasser, warfen mit einem Ruck Mantel und Schlappen von sich, standen in den Badekleidern da und tauchten verstohlen und tückisch in die verbotene Flut.

Einst, in einer schwülen Nacht, erwischte dabei ein Polizist einen Plattenleger. Er stellte sich über Regenmantel und ausgelatschte Sandalen hin und fragte, warum jener trotz Verbots hier bade.

Der Plattenleger sprach:

«Wenn Sie wüßte, wie-n-ich heimkumm . . .»

Er arbeitete jetzt, in der heißen Sommerzeit, in einem Neubau unter Glasdächern und trug während der Arbeit Holzscheiben an Knien und Händen, damit er sich nicht auf dem flüssigen Asphalt verbrannte.

«So göhn Sie doch in e Badanstalt!»

Wenn einer so kaputt war wie der Plattenleger, dann lief er nach Feierabend nicht mehr bis zu einer Badanstalt.

«Denn nämme Sie ebe 's Velo under en Ar . . . under en Arm wie-n-ich au!»

Der Plattenleger hatte keinen Pneu mehr.

Es war zum Ersticken warm, der Ertappte hatte ein ganz gedunsenes Gesicht, seine rötlichen Brauen und Wimpern waren bis auf krause Stummelchen abgesengt — aber er mußte weg; er konnte sich ja zu Hause am Küchenhahn abwaschen.

Es wurde gegen Ende Juni bei uns unten so heiß, daß das Ahornlaub sich krauste und an den Astspitzen braun wurde. Die Erde in den Gärten stäubte. Auf dem Kupferblech vor meinem Dachfenster hätte ich den ganzen Tag Eier prägeln können.

Nunmehr lauerten hinter allen Jasminbüschen und Jalousien die armen Leute, bis die Polizeistreife um neun Uhr abends vorbei war. Die meisten hatten noch auf ihren Pflanzplätzen gearbeitet, manche anderthalb Stunden weit vor der Stadt. Bis sie heimgefahren waren auf den Velos, mit den Kindern im angespannten Wägeli, waren sie wie ausgedörrt und außer sich vor Unverträglichkeit. Wenn sie in ihren heißen Schlafstuben, zwischen den unruhigen Kindern, Schlummer finden wollten, mußten sie noch in eine Wirtschaft abhauen zum eiskühlen Bier oder dann ins kühle Rheinwasser bis über den Schopf hinaus.

Den meisten fehlte das Geld für das eiskühle Bier. Sie stürzten, kaum daß die Polizisten verschwunden waren, in immer größern Scharen in den Jordan — wie viele fälschlicherweise den Rheinstrom nennen — und schwaderten, tunkten sich, standen im Wasser auf den Kopf, spritzten und verführten ein Hallo, immer unverhohlener, immer lauter und ausgelassener, immer fröhlicher und besoffener vor kaltem Glück, daß schließlich aus den Gassen der letzte Büezer unwiderstehlich ans Wasser gerissen wurde und alles da unten in der halbdunkeln Nacht durcheinander plätscherte; sogar die scheuen Blinden kamen wieder, abgerissene Zeitungsverkäufer, was weiß ich wer alles.

Eines Nachts aber, als der Rummel gar nicht mehr lustiger werden konnte — alle waren außer sich vor Wasserlust, die Flut bummerte von den Kopfsprüngen wie von Schüssen, die Frauen wateten ins Bodenlose hinaus und geußten wie besessen, wenn der erste Wirbel sie um den Leib packte, die schwimmenden Burschen tauchten die Köpfe halb unter Wasser und gurgelten mit einem schaurigen Hall die Luft aus den Mündern empor — in dieser

Nacht kam plötzlich die Floßlände herunter ein Mann gerannt, ein Schweißer aus einer Maschinenfabrik, und rief unter die Badenden das erschreckliche Wort:

«E Schroter!»

Ein Schroter ist ein Polizist. Weiß Gott, wer diesen riesigen, tückischen Bären hergeklingelt oder hergepfiffen hatte. Ordnungswidrig, zwischen die gewohnten Patrouillen herein, kam er angejagt. Aber ehe noch er den Ort des Vergehens erreichte, rannte, kletterte, schoß, purzelte das ganze Heer der nächtlichen Übeltäter, eine graue, tropfende Geisterschar, die Mäntel um sich schwingend, die Schlappen in den Händen, Floßlände und Steinbord hinauf, verschwand hinter Büschen, Haustüren und Tomatenstöcken und starrte mit nachtfunkelnden Augen auf das Schauspiel, das sich jetzt über der Floßlände entwickelte.

Denn ach — jemand hatte seine Kleider nicht so rasch gefunden wie der wilde Schwarm der andern. Ein blindes Hausiererpaar, das die Seifen aus dem Blindenfabriklein in der Stadt vertrieb, es wurde gefangen genommen. Er war ein junger, kräftiger, großer, schöner Bursche mit goldhellem dichtem Haarschopf, sie eine ältere Frau, verblüht und schlohweiß; sie schien seine Mutter, wenn sie ihn tagsüber führte, sie war aber seine Frau. Die zwei hingen mit unbegrenzter Liebe aneinander; sie standen jede Nacht im Wasser und wuschen eins das andere, zärtlich und betulich. Sie faßte der Polizist derb an den Armen, als sie mit vorgestreckten Gesichtern an ihm vorbeistrebten.

Er fragte sie nach Namen, Vornamen, Wohnort, Beruf und schrieb all dies mächtig und klotzig in sein Büchlein, und sie standen beide und zitterten.

Und siehe: da geschah ein Wunder!

Ein Gärtner, ein armer Gärtnereiarbeiter, hinter seinem Röselibusch, sprach kühn zu seiner Frau:

«Also — denn soll er au mi ufschrybe — aber verdammi die zwei nit ellei!»

Und obgleich ihn seine Frau am Arme halten wollte, trat er, in Mantel und Schlappen, ein untersetzter alter Schweizer, rothäutig vom Sonnenbrand, mit einem Kopf wie eine gewaltige glänzende polierte Kugel, aus seinem Versteck und zu dem Schugger hin und sprach:

«Chasch mi au grad notiere!»

DER SCHWEIZER

Die zu enge Appenzellerbluse ist so ziemlich das einzig Schweizerische an dem romantischen jungen Mann. Trotzdem erfreute sich diese Ende des letzten Jahrhunderts in Frankfurt gedruckte farbige Lithographie großer Beliebtheit. Das Blatt wurde auch in unsern Fremdenorten sehr gut verkauft — ein Beweis, daß der Souvenirkitsch nicht erst eine Erfindung der Gegenwart ist.

Hinter allen Hecken, Rösleinlandern und Bohnenstangen staunte es; viele Herzen schlugen heftig; viele Sinne überlegten. Ein Gartentörchen knarrte. Schau: da trat eine ehrenwerte Frau gleichfalls auf die Straße, eine prächtige Hausfrau, die im Kriege die Hausfeuerwehren des ganzen Gevierts kontrolliert und erst noch wie geschuhriegelt hatte in mancher dunkeln Nacht: eine tolle, frohe, rundliche Stauffacherin; sie faßte alle ihre Tapferkeit zusammen, schüttelte sich und schloß sich dem Unglückshäuflein an.

Nun kam auch die Frau des Gärtners geschritten; sie ließ ihren Mann doch wegen einer Buße nicht im Stich — chasch dänke!

Drauf tauchte ein junger, scheuer Angestellter der Universitätsbibliothek aus dem Dunkel einer Traubenwand, den eine innere Pflicht seinen Mitmenschen gegenüber trieb.

Ein junges Ehepaar, die besten Faltbootfahrer rheinauf und -ab, traten Hand in Hand zu den Verruchten, und die blonde fröhliche Frau sagte:

«Mer wänn au nit gmein sy!»

Ein alter Färbereiarbeiter murmelte: «Solidarität!» und kam gleichfalls in die Gefahrenzone; ein junges Mädchen: «Wenn alli göhn, gang i au, worum nit?» und tat es.

Und eine sonst als bös verschriene Frau rief: «Anderi solle sich drugge — aber ich nit!» und schloß sich dem dunkeln Haufen an.

Denn ein Haufe Menschen waren die Tapfern nun schon zu nennen, die den Polizisten umringten. Dieser sah sich jetzt geradezu, nachdem er die Antworten der Blinden in saftigen großen Zügen notiert hatte, nach einer Straßenlaterne um, die ihm zu seinem Schreibwerk mehr Helle gewähre als die hellen Sterne. Er bahnte sich einen Weg dorthin. Der Haufe der Opferbereiten folgte ihm. Während er den Gärtner notierte, kam eine Schar junger Burschen, mindestens sieben an der Zahl; sie sahen dem arbeitenden Polizisten über den Arm ins Büchlein und sagten ihm, wie er die Namen richtig schreiben müsse. Der Polizist, mit seiner markanten Schrift, hatte zuerst pro Kopf zwei Seiten in seinem kleinen Notizbüchlein gebraucht. Jetzt schränkte er sich auf eine pro Nase ein — denn das Büchlein hatte nur noch wenige leere Seiten — schließlich auf eine halbe. Und es wimmelten, verflucht nochmal, jetzt in Scharen immer neue Badende an. Er war im Nu auf der letzten Seite. Ein Bursche sagte:

«Pro Ma e Linie, Sie, suscht längt's Ene nümme!»

«Wie heiße Sie?» fragte der Polizist scharf.

Der Bursche sagte es getrost; da war der Polizist mit seinem Büchlein zu Ende.

«Hett no öpper Papier für dä fremd Herr?» fragte der Bursche.

Nein, es hatte niemand keines.

«Wievill sinn mer denn no?» erkundigte sich der Bursche. «Wär nit uffgschriben isch, soll d'Hand erhebe!»

Fast alle noch streckten sie auf; der Bursche zählte: es waren etwas über vierzig.

«Was mache mer jetz, Herr?» forschte der Bursche. «Solle mer Sie zum Poschte geleite?»

Der Polizist sah den Scheinheiligen durchdringend an; langsam klappte er sein Büchlein zu, schnellte das Gummiband darum, steckte das Büchlein ein und sprach verachtungsvoll zu den Versammelten:

«Lose Sie! Lägge Sie mir doch alli mitenand!»

Und ging. Aber bestraft worden ist nie einer."

Darüber freuten sich alle über die Maßen.

Ein älteres Mädchen aber, mit weißen, scharfen Gesichtszügen und dunkeln, überanstrengten Augen, seufzte und sprach:

„O Gott, fast wäre mir jetzt die Geschichte meines unglücklichen Vaters auch noch entschlüpft, wo schon soviel von Übertretungen die Rede war. Aber seit nun gar — seit wir nun gar mit Krallen und Nägeln hinter ihm her sein müs-

sen, damit er uns nicht unser letztes Stückchen Hab und Gut verzettelt, und jemand letzthin sogar von Entmündigung flüsterte, darf ich als seine Tochter doch nicht —"

Sie ließ sich aber durch mehrere wohlwollende Zuhörerinnen bewegen, dennoch ihre

Geschichte von dem Trambilletteur

preiszugeben und hub seufzend an:

„Bis mein Vater fünfzig Jahre erreichte, war er — das darf ich ruhig sagen — der musterhafteste Trämlibilletteur der ganzen Stadt Basel, frisch, freundlich, heiter; sagte allen Einsteigenden laut und kräftig: «Grüß Gott!», den Aussteigenden herzlich: «Läbe Sie wohl!» und lieferte das Jahr über im Tramhäuslein am Barfüßerplatz ganze Haufen Münz ab, Fässer voll, alles zusammengeschüttet, und jedermann war mit ihm zufrieden, Vorgesetzte wie Fahrgäste, und keiner verlangte mehr von ihm.

Seit aber die Mutter tot war und er für sich allein so hinspintisieren konnte, fing er an, über alle möglichen Dinge in der Welt viel zu weich zu denken, die abscheulichsten und verfluchenswürdigsten Dinge, wie ich deren eines noch werde erwähnen müssen, zu erläutern und zu begründen, kurz: allen alles nachzusehen, ja, was das schrecklichste war: sich selber auch, und in seinem Beruf eine gesetzlose Willkür einzuführen, die allerdings nach Ahndung rief.

Er fing nämlich an, wenn der Kontrolleur im Gegentram vorbeigeflitzt war und somit keine Gefahr weit und breit drohte oder zu drohen schien, sag ich wohl besser, oh Gott — da fing er an, die Leute, die ihm herzlich wohlgefielen, frei und umsonst in seinem grünen Trämlein durch die Welt zu führen, nahm ihnen kein Geld ab, knipste ihnen kein Löchlein in ihre Karten und Abonnemente und rupfte ihnen kein Zettelein aus den Heften.

Erst tat er dies ganz unauffällig:

Etwa am Sonntagmorgen einer heitern Familie, die mit Kind und Kegel in die frischen Wälder ausriß;

oder einer Schar Buben, die abgekämpft, halb tot und doch noch toll vor Lustigkeit, vom Sportplatz heimfuhr;

oder einem behaglichen alten Freund aus dem Verein für Vogelkunde, dessen begeistertes Mitglied er seit unzähligen Jahren war.

Und allen wünschte er zum Abschied hell und freundlich einen schönen Tag, und alle dachten: «Haben wir dich verseggelt, alter Schwede?» und stiegen ein wenig verdrückt und halbtot vor Glück über ihr gespartes Zwanzgerli aus, und er nickte ihnen allen von ferne noch herzlich zu.

Um den Feierabend bediente er meist eine Linie, die hier unten durchs Kleinbasel in die grauen, armen Quartiere hinzweigt. Da fuhren die Scharen der Arbeiter heim:

die Maurer mit ihren braunen, staubigen Kitteln über den Schultern;

die Farbarbeiter mit ihrem fetten Geruch aus den Mündern und den weißen Bläschen in den Mundwinkeln — von der vielen Milch, die man ihnen gegen die Gifte zu trinken gibt;

die Näherinnen aus den Wäschefabriken mit ihren zitternden Fingern vom Gezappel an den Maschinen.

Und hier trieb es Vater bunter. Er ließ zwei, drei auf einmal schlüpfen, spielte das Herrgöttlein, prüfte alle mit seinen freundlichen dunkelbraunen, lebhaften Augen — ach Gott, wer will ihn hassen? Er hatte auch so ein dunkles, dichtes, schwellendes Kinnbärtlein, immer gebürstet, daß es glänzte; er war überhaupt ein schöner Mann, so klein er war ... Wer ihm am mitgenommensten und erbärmlichsten dreinsah, den überhüpfte er, er nickte bloß freundlich. Aber auch dies drehte ihm noch nicht den Hals um, obgleich viele Arbeiter anfingen, auf seinen Wagen zu warten und wegsahen und die Achseln zuckten, wenn die andern Billetteure sie einsteigen hießen.

Nein, die ihn verdarb, war ein Ding — ein Ding — hätt' ich sie hier zwischen

RICHTIGES SCHWEIZERDEUTSCH

Züritütsch

Hans: Sosoo — wie hät der iez die Bundesfyr-Rëëd gfale?

Chaschper: Mer chönt si gälte laa, wän de Redner besser züritütsch gredt het, aber...

Hans: Ja ebe — scho d Aarëëd isch faltsch gsy: « aawääsed » und « Aawääsedi » sind Uusdrück von ussenie.

Chaschper: Und «*vereere*» ghäißt uf züritütsch *äim öppis zum Aadänke gëë*. Gseescht, s isch äifach ganz lätz.

Hans: Natüürli! Mir säitid: « *Liebwärti Landslüt und Äidgnosse* », oder « *Eerewärti Bürger und Bürgere*» oder «*Zueloser und Zuelosere*» astatt wien ëër gsäit hät am Änd « Zuehörer und Zuehörerine », won au frönd Uusdrück sind.

Chaschper: Die daa chascht all Taag ghööre!

Hans: Mir händ es Wërb « *zuelose* », s Hauptwort ghäißt « de *Zueloser* ». (De Pfarrer hät vil Zueloser ghaa.) Mer händ au es Wërb « *ghööre* ». (I ghöören öppis.) Mer chan aber nüd sääge: « i gaa go ghööre », rächt isch: « i gaa go zuelose was disi sääged! » Au hät « ghööre » käis Hauptwort.

Chaschper: S Züritütsch hät gnueg Wöörter zum ales z sääge!

Hans: Und drum sel au daas öisere Bundesfyr-Schwuur sy: « Mer wänd öiseri Häimetspraach in Eere haa! »

Zusammengestellt von Ida Feller-Müller, vom Bund Schwyzertütsch, Zollikerberg, Zürich.

meinen Händen, ich glaube, ich könnte sie — die fuhr als Schneiderin jeden Tag in die Stadt, und ich bin sicher: schon damals, als sie noch ein halbes Kind war, ließ sie mein Vater umsonst fahren, obgleich er es aus Leibeskräften leugnet, der verstockte, dumme, arme Mensch; aber damals hätt' ich's noch verstanden, da war sie das niedlichste Geschöpflein weit und breit im Kleinbasel; ich mußte sie oft selber anstaunen, wenn ich sie irgendwo sah, dies Finettli, dies aparte: wie aus einem seidengefütterten Schächtelein gehoben; ich hätte das Dingelchen jederzeit um Hälslein und zarte Schülterlein nehmen und verschmutzen können auf Lippen und Äuglein, so allerliebst war sie und hatte Löcklein den Kopf voll so hellgolden wie Hobelspänlein.

Aber eben: Engelsgesichtlein — Teufelskrälleli.

Die fuhr damals außer sich vor irgendeinem heimlichen Glück in die Stadt ... und später ganz weich und aufgelöst und müde ... und dann erschreckt und zusammengeduckt ... und drauf elend verhürschet und verweint und ließ ihr Köpflein von ihrem Halse hangen, verbarg unter einem schweren dunkeln Mantel, was endlich doch ans Tageslicht mußte, und fuhr schließlich mit ihrem Kindlein auf dem Schoße jeden Morgen in die Kinderkrippe und abends nach der Arbeit mit dem Dingli wieder heim. Verheiratet war sie aber nicht. Nein, das brauchen heutzutage viele nicht mehr zu sein und tun doch wie die Narren mit ihrem Geschmeiß und freuen sich noch dran. Nun, sie nicht. Sie sah damals gottserbärmlich aus, und ihr fein geschwungenes Himmelfahrtsnäslein ragte trostlos ins Leere, und ihre aufgeworfenen Lippen hatten ein weißes Häutlein, als hätte sie zuviel Mehlpäppli gegessen, und ihre geringelten Löcklein um die Wangen und Öhrchen, nun, die waren struppig geworden und stahlspänern (wären sie's nur immer geblieben!), und wo war ihr Goldglanz hingeschwunden? Nein, die Sünde macht sich nicht bezahlt, das sagte uns die

Mutter oft und immer wieder. Aber eines prägt sich's ein, ein anderes lacht darüber. Und jenes gefallene Engelein hatte ihr Kind von einem verheirateten Mann, und ihr Vater starb vor Schmerz über sie; und jetzt fuhr sie ganz schwarz angezogen im Tram dahin und lachte und weinte mit dem Kindchen in ihrem Winkel, wo sie meist saß, und hatte so ein schmales Gesicht bekommen, die Augen wuchsen ihr immer größer darin wie Wegwartenblumen und fielen ihr beinah aus dem bißchen Gesicht heraus, und die schweren Lippen wurden nur immer heller.

Der liebe Gott allein weiß, wie er einst die Männerwelt fabriziert hat und warum er sie so seltsam, verdreht und unverständlich gemacht. Denn je elender das Mädchen nun ward, je unansehnlicher und herabgekommener, desto heller entzündete sich in unserm verworrenen Vater damals die blödsinnigste Liebe zu ihr. Alle guten Geister müssen ihn verlassen haben. Er schäkerte mit dem Kind, er redete einmal ein verschämtes, stockendes Wort mit dem verlorenen Geschöpf, sie antwortete leise und unter Tränen — seither hätte ihn nichts mehr vermocht, aus ihrer Hand ein Stück Geld zu nehmen — gratis und franko kutschierte er die Sünderin herum, ja ein paarmal mußte er ihr, als Kontrolleure aufsprangen, ein Billett in die Hand drücken, das er aus dem eigenen Sack blechte. Zugegeben hätte er es zwar nie; aber er hat sich doch einmal vor mir verschnepft, der Gescheitel.

Und nun kam, was kommen mußte. Andere Frauen fahren doch in einem solchen Komödiantenwagen nicht mit, ohne bald einmal etwas zu merken.

Erst sagten die Weiber laut untereinander:

«Uns hat er scheint's lieber als das Züseli dort; uns vergißt er wenigstens nie!»

Später, zu dem Mädchen:

«Fräulein, für den sind Sie Luft — ist das nicht wüst von ihm, daß er Ihnen nie auch nur einen Blick gönnt und jeden Tag einen weitern Bogen macht um Sie?»

Drauf eines Tages zum Vater:

«Sie müssen keine Angst vor dem Maitli da haben! Sie beißt nicht, wenn Sie ihr auch einmal die Hand ums Geld hinstrecken.»

Und endlich beim Aussteigen, als das Spiel trotzdem weiterging, unter Geschrei:

«Alte Weiber sind zu schwer zum Gratisfahren, was? — Hätten es aber manchmal verdeggel nötiger als die jungen leichten!»

Das Mädchen streckte jedesmal schnell das Geld hin — es war zu spät.

Eines Morgens stand Vater vor dem Disziplinargericht der Straßenbahnen. Das Mädchen saß auch dort in einer Bank — ihr gegenüber eine Schar ergrimmter Weiber. Wir zu Hause beteten für ihn, wir Dubeln. Wir glaubten noch an seine Unschuld.

— Ob die beiden einander kennten? wurden sie gefragt.

— Nein, sie wußten nicht einmal voneinander, wie sie hießen.

— Ob sie nähere Beziehungen zueinander gehabt hätten?

— Oho!

— Aber wieso Vater das Mädchen immer umsonst habe fahren lassen?

«Das hat er nicht!» rief das Mädchen zornig. «Ich hätte es auch nicht angenommen.»

Und hatte Tränen in den Augen.

«Nein», sagte der Vater, «ich hätte mich gar nicht getraut ihr gegenüber», und sah immerfort das zornige Mädchen an — und sie ihn auch, ganz fest durch ihre zornigen, wasserblauen Tränen hindurch.

Sie logen das Blaue vom Himmel herunter, stocksteif, eine Stunde lang.

Die Weiber waren außer sich vor Zorn. Die Vorgesetzten und Kollegen im Disziplinargericht schüttelten die Köpfe.

Der Fall wurde als zweifelhaft angesehen, doch immerhin war Vater stark belastet. Er wurde für ein Jahr aus dem Fahrdienst gezogen und zu Werkstättenarbeit verknurrt. Dort schmiert er jetzt Achsen und hämmert zerbeulte Bleche glatt, der lustige Billetteur. Nun, der Herr

sei mit ihm! Jetzt beten wir aber nicht mehr für ihn.

Denn draußen vor dem Gerichtssaal, in dem grauen, sandsteinenen Treppenhaus, warteten die zwei Lügenmäuler jedes in einer Ecke, bis sich die zetternden Weiber verzogen hatten; dann schossen sie aufeinander zu, was gisch? was hesch?, und ihre Schritte hallten wunderbar ineinander. (Dies eine Feststellung meines überspannten Vaters.)

Das Mädchen sagte erst laut und zornig, daß es jeder Horcher hinter einer Tür hören mußte:

«So etwas von einem hinzulügen — das ist doch —»

Sie lauschten. Dann, als alles still blieb, sprach sie leise:

«Sie dürfen nicht meinen von mir, daß ich immer so lüge ... und so bin ... das bin ich nicht. Ich wollte nicht, daß Sie ... Und auch ich: ich hange im Geschäft noch an einem Fädelein.»

«Ich habe vielleicht ein paarmal die Billette vergessen ...» sagte mein Vater schüchtern und erschüttert (denn so wie ich ihn kenne, war er schon in der größten Herzensnot) «... wenn es mir das eine oder das andere Mal passiert sein sollte ... ich wollte gegen Sie nicht aufdringlich sein.»

Das Mädchen sagte noch leiser und nahm seine Hand:

«Als ich mein Kindlein bekam» — und nun spürte mein Vater, wie ihre Hand zitterte, «da habe ich eine Zeit durchgemacht ... ich wünsche sie keinem ... Da waren Sie der einzige Mensch, der mir immerzu Gutes erwies. Ich fürchtete jeden Tag, es könnte auch mit Ihnen einmal aus sein, plötzlich, wie mit ... wie mit ... Aber jeden Tag nahmen Sie mich wieder mit ... und so freundlich ... Ich hätte es bezahlen können, am Ende, obgleich ich elend dran war. Aber daß mich diese ganze Zeit ein Mensch nicht wegstieß, sondern heimlich lieb war zu mir und zu mir hielt, so, als ob er ... als ob wir ... Treue ...»

«Ja», sagte mein Vater, «so war es ... ja ... so ...»

Sie gingen ein paar Stufen das hohe, steife, halbdunkle Treppenhaus hinunter. Draußen regnete es. Die Winkel waren ganz dämmerig. Auf einem Absatz fragte sie:

«Ist es schlimm: dieser Werkstättendienst ... und die Trämlein missen?»

«Die Menschen missen», sagte mein Vater, «das ist schlimm. Manche nicht mehr sehn, die man lieb hatte ... und nie mehr ein Wort mit ihnen reden dürfen ... und sie vielleicht aus den Augen verlieren für immer in dem Jahr!»

Und so weiter und so weiter ... was soll ich das blöde Geschnörr wiedergeben dieser zwei Ausgerutschten da? Es ist ja klar, was sie jetzt zur Antwort gab — in Sachen Trennungsschmerz und ein Sälbli drauf — ich hätte es auch gesagt bei einem rechten Trämler ... nicht bei so einem alten natürlich, wie mein Vater war, schon dreiundfünfzig — der aber immerhin noch im Saft ist, bei allen Heiligen! Das muß ich denn doch sagen: ein Auerhahn, wie er im Buche steht, mit Balzen und Gurren um seine feine Henne herum. Und wenn sie jetzt dann nächste Woche Hochzeit halten, die zwei, weiß der Herr, ob es nicht am Ende noch ein ganzes Nest voll junge Auerhähne gibt ... und mit jedem wird mein Erbteil an unserm vierstöckigen Hause schmäler ... Aber natürlich, was braucht ein altes Tanti Geld ... das können seine zukünftigen Neffen und Nichten doch viel besser brau — ... oder sind es gar meine Brüder und Schwestern, die ich da noch kriege? Jesus im Himmel ... meine Gschwisterti ... von der da ... und womöglich noch mit ihren Augen wie Wegwartenrädlein so blau und groß. He Gott bewahre! Aber sobald sie auf die Welt kommen, so nehme ich die Brut unter meine Fittiche, und wenn mich meine Stiefmutter beißt: von irgendwoher müssen sie Gutes lernen, die Kleinen — und wie sollen sie das von einem Elternpaar, das sich beim Trämli-Bschyßen zum Bund fürs Leben gefunden hat?"